Sammlung

Frieden im Kriege

Erinnerungen eines vormaligen preußischen Linienofficiers

aus dem Feldzuge 1870/71

Von

Dr. Adolf Keysser

Stadtbibliothekar in Köln

Köln 1893

Druck und Verlag der Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.

Seinem alten Freunde und Kriegskameraden

Herrn Oberstlieutenant Otto Witte

beauftragt mit Führung des Infanterie-Regiments
Graf Kirchbach (1. Niederschles. Nr. 46)

widmet diese bescheidene Gabe

in unwandelbarer Treue

der Verfasser.

Inhalt

Einleitung

Unser unvergeßlicher Schlachtendenker Graf Moltke hat in einem sehr bekannt gewordenen Briefe an Professor Bluntschli den Krieg „ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung“ genannt; „die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin: Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit.“ Es ist sehr begreiflich, daß es die sogenannten militärischen Tugenden sind, welche der große Stratege in den Vordergrund seiner Betrachtung rückt; was er nicht genannt, wenn auch mit seinem reichen Gemüthe gewiß empfunden hat, das sind die rein menschlichen, sagen wir bürgerlichen Tugenden, für deren Entwickelung und Bethätigung der Krieg ebensowohl

Anlaß wie Prüfstein ist. Kameradschaftliche Gesinnung, Uneigennützigkeit und Herzensgüte werden erst dann recht gründlich auf die Probe gestellt, wenn die Begehrlichkeit des Soldaten durch ein den ungewöhnlichen Anstrengungen und Entbehrungen entsprechendes starkes Bedürfniß nach materiellen Genüssen und zugleich durch das Bewußtsein, der stetigen Controle des Kasernenlebens enthoben zu sein, zu einer Höhe gesteigert wird, welche das Friedensleben überhaupt nicht kennt. Si vis pacem, para bellum! Mag der Krieg ein Element der Weltordnung sein, ein unvermeidliches Uebel bleibt er immer, und der arbeitsame Staatsbürger wird den alten Spruch am liebsten auf seine Weise übersetzen: Das höchste Ziel des Krieges ist der Friede. Daß man den Krieg mit einer fremden Nation als solcher, nicht mit den bürgerlichen Mitgliedern derselben führt, wird dem Soldaten zwar schon im Frieden gelehrt, das richtige Verständniß für diese Auffassung erhält er erst in Feindesland; es entsteht eben mit dem Ueberschreiten der Landesgrenze zwischen den Bedürfnissen des Soldaten auf der einen, seinem Anstands- und

Rechtlichkeitsgefühl auf der anderen Seite ein Conflict, dessen Lösung bei einer wohldisciplinirten Armee nicht zweifelhaft sein kann, aber nicht so sehr durch strenge Anwendung militärischer Bestimmungen wie durch das Beispiel der Unterführer beeinflußt wird. So hat auch der junge Officier, wenn er mit Hingebung und Verständniß seinem Berufe lebt, täglich und stündlich reiche Gelegenheit, den schönen Grundsatz, daß auch in der Kriegführung die stetige Milderung der Sitten zum Ausdruck kommen müsse, anzuwenden und zu beobachten: im Verkehr der Soldaten miteinander und mit den Einwohnern des feindlichen Landes. Es treten da neben mancherlei Schwächen viele herrliche Züge zu Tage, die in den kriegsgeschichtlichen Darstellungen keine Stelle finden können, aber für Jeden, dem die feinere Kenntniß der menschlichen Natur am Herzen liegt, am Ende dieselbe Bedeutung haben, wie die Kunde von großen Schlachten und Belagerungen. Schreiber dieses hat während des deutsch-französischen Krieges sich bestrebt, solche Züge zu studiren, er hat dabei eine Fülle von unvergeßlichen freundlichen

Eindrücken gewonnen und in nothwendiger Ergänzung der zahllosen von Blut und Eisen starrenden Kriegsberichte, in den nachfolgenden Erinnerungen friedlicherer Art wiederzugeben versucht.

Vormarsch

Nach einem langen Eisenbahnmarsche, der uns aus der schlesischen Garnison in die Pfalz geführt hatte, bezogen wir in der nächsten Umgebung von Landau Quartier. Wer das Glück hatte, die Begeisterung mit zu erleben, die nach der französischen Kriegserklärung und nach der Ankunft der ersten Siegesnachrichten aufflammte, dem werden diese erhebenden Tage unvergeßlich sein. Die telegraphische Nachricht von dem glücklichen Kampfe bei Weißenburg erreichte uns auf dem Bahnhofe in Leipzig und brachte die erste Siegesfreude. Unsere Fahrt glich mehr einem Triumphzuge, als dem Vormarsche von Truppen, die noch keine Kugel hatten pfeifen hören. Auf allen Bahnhöfen wurde dem Volke in Waffen ein wahrhaft großartiger Empfang zu Theil. In Bischofswerda,

einer kleinen sächsischen Station, waren es liebliche Töchter der Stadt, welche in gleichförmig schlichter Tracht den durch die lange Fahrt ermüdeten Truppen Imbiß und frischen Trunk darboten; einem allerliebsten jungen Mädchen — „Erfrischungscomite Nr. 1" — konnten wir noch gerade vor der Weiterfahrt des Zuges in einer „Adresse", welche in Ermangelung schöneren Papiermaterials auf ein leeres Croquisblatt geworfen wurde, unseren Dank übermitteln. Ob die Dame das Blättchen wohl verwahrt hat? Sollte sie diese Zeilen zu Gesicht bekommen, so erinnert auch sie sich vielleicht dieser mir so treu im Gedächtnisse gebliebenen freundlichen Episode.*) Anstifter und Hauptunterzeichner der Adresse war mein alter Freund Premierlieutenant W., jetzt Oberstlieutenant und Regiments-Commandeur in P., dem mit der Widmung dieses Büchleins ein herzlicher Gruß seines

*) Die Dame ist inzwischen, vor Ausgabe dieses Schriftchens, durch die Güte des Herrn Bürgermeisters von Bischofswerda, welcher damals selbst an der Spitze des Erfrischungscomites gestanden, ermittelt worden und erinnert sich zu meiner größten Freude noch sehr genau des erwähnten Vorganges.

damaligen jungen Kameraden gesandt sei. Auch im letzten Theile der Fahrt, in der Pfalz, war unser Empfang überall ein äußerst herzlicher und patriotischer. Von Landau ging es dann auf die französische Grenze zu, die wir am 8. August unter brausendem Hurrah überschritten. Aber von Frankreich war vorerst nicht viel zu merken; es waren deutsche Bilder, die sich vor unseren Augen entrollten, deutsche Laute, die wir hörten, hie und da mit welschen Redensarten durchsetzt und doch Alles so urdeutsch geblieben trotz der langen Zusammengehörigkeit mit Frankreich. Dem entsprach auch der Verkehr zwischen Soldaten und Quartiergebern; man hatte eben nicht das Gefühl, in Feindesland zu sein. Wäre nur nicht unsere erste Arbeit Todtengräber-Arbeit gewesen! Wir marschirten über die Schlachtfelder von Weißenburg und Wörth, wo Andere gefochten hatten; es war ein Bild der Zerstörung und des Grausens. Alle Häuser natürlich mit Verwundeten gefüllt. Auch die Privatpflege hat da das Ihrige gethan, um die Qualen von Freund und Feind zu lindern. Unvergeßlich ist mir der Tag — der 10. August — in Nieder-

bronn, dem lieblichen Badeorte unweit Wörth. Ein preußischer Offizier war an seinen bei Wörth erhaltenen Wunden in der Pflege einer Niederbronner Familie gestorben; am frühen Morgen, kurz vor unserem Weitermarsche, wurde er zur letzten Ruhe geleitet; ich führte die Leichenparade. Es war ein vornehmes Bürgerhaus, in dessen Erdgeschoß sie ihn in einen einfachen Sarg gebettet hatten. Als der Geistliche kam, da umstanden auch die Bewohner des Hauses den Sarg und waren mit uns von so sichtlicher theilnehmender Trauer erfüllt, als wäre der fern von der Heimath Gefallene ihr eigener Sohn; es war unter all den Schrecken des Krieges ein ergreifendes Bild reiner Menschenliebe. Wir senkten den Kameraden auf dem hochgelegenen Kirchhofe des Ortes in die Erde, drei Salven krachten über das offene Grab, der Geistliche sprach noch ein kurzes Gebet und zurück ging es unter den fröhlichen Klängen der Regimentsmusik.

Und nun kamen Märsche, die selbst für uns kleine bewegliche Füsiliere etwas bedeuteten. Unser Abmarsch aus der Garnison erfolgte, da die Eisen=

bahnen wegen der entgegenkommenden Züge mit Gefangenen und Verwundeten zu unserem Transport nicht rechtzeitig frei wurden, so spät, daß es gewaltiger Märsche bedurfte, um das Versäumte nachzuholen und das Gros der III. Armee, welcher wir zugetheilt worden waren, zu erreichen. Diese Marschleistungen haben zu den glücklichen Erfolgen unserer Armee erheblich beigetragen und das gewährt auch in der Erinnerung eine tröstliche Genugthuung allen Denjenigen, deren Kriegsthaten sich auf eine Reihe von kleineren Gefechten beschränken, in denen übrigens — nebenbei gesagt — die persönliche Gefahr der Betheiligten mindestens die gleiche ist, wie in den großen Schlachten. Die oft gehörte Behauptung: „wir haben die Franzosen todt marschirt" enthält jedenfalls viel Wahres. Wie groß die Marschfähigkeit unserer kleinen Füsiliere war, wird gewiß auch durch die Thatsache illustrirt, daß viele von ihnen auf dem Rückmarsche ihren ohnehin vollwichtigen Tornister noch mit Granatsplittern gefüllt hatten, welche sie als Andenken ins deutsche Land mitnahmen. Auch die nur einer wohldisci-

plinirten Truppe eigene Fähigkeit, mit dem Schlafe ökonomisch umzugehen — gewissermaßen auf Vorrath zu schlafen, um dann wieder im Entbehren des Schlafes das Höchste leisten zu können — zeigte sich im Kriege in ihrem vollen Werthe.

Zunächst wurden nun zwei Festungen mit einem Besuche bedacht; vorerst Pfalzburg, wo wir nach einem sehr anstrengenden, aber wunderbar schönen Marsche durch die Vogesen am 12. August gegen 5 Uhr Abends überraschend anlangten. Es war nur eine feste Einschließung beabsichtigt gewesen, wir jüngeren „Strategen“ waren der Ansicht, daß bei Nacht und mit genügenden Vorbereitungen vielleicht eine Ueberrumpelung möglich gewesen wäre; jedenfalls war die Besatzung recht sorglos und wir waren schon nahe heran, als sich in der Festung ein gewaltiges Trommeln und Blasen erhob; Commandorufe wurden deutlich gehört und man versuchte noch im letzten Augenblicke durch Anbringen von Sandsäcken in den Schießscharten die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes zu erhöhen. Unser Parlamentär, der die Uebergabe der Festung verlangte, kam unverrichteter Sache

zurück, und so ging denn die Schießerei los; nachdem wir fünfviertel Stunden lang die „Feuertaufe“ erhalten hatten, wurde mit Einbruch der Dunkelheit das grausame Spiel beendet. Ich erhielt das Commando einer Feldwache. Alles war ungeheuer müde; die Nacht war recht kalt, verlief aber ziemlich ruhig. Am frühen Morgen schon abgelöst, bezogen wir zunächst ein Bivouac bei Wilsberg und am Nachmittag sehr gute Quartiere in Burscheid bei Pfalzburg; ich kam zu einem vormaligen französichen Chassseur, der mit seiner Schwester hauste. Am nächsten Morgen hörten wir heftiges Geschützfeuer; es war unsere Corps-Artillerie, welche am Tage vorher ihre Geschütze eingefahren hatte, und wir erlebten das Schauspiel eines heftigen Artilleriekampfes, dessen wundersamer Eindruck dadurch, daß wir selbst unbetheiligt waren, noch verstärkt wurde. Die Beschießung war ohne entscheidenden Erfolg, bekanntlich hat Pfalzburg, welches später durch Landwehrtruppen cernirt wurde, erst am 12. December capitulirt. Noch am Abend, nachdem die Bataillonssänger unter ihrem tüchtigen Dirigenten Feldwebel Sch. auf dem Kirchplatze des

Ortes uns durch ein braves Concert erfreut hatten, marschirten wir nach Saarburg. Premierlieutenant W. und ich hatten, nachdem Ersterer einen zwischen Soldaten im Quartier entstandenen lauten Streit durch eine mir unvergeßliche, eindringliche Moralpredigt beendet, den Bahnhof zum Quartier ausersehen; erst auf energisches Pochen erhielten wir Einlaß; zuerst gab es einige Grobheiten, es dauerte aber nicht lange, da hatten wir uns „verständigt", wenigstens sagte der Herr „chef de gare" — als solcher, übrigens auch als rasseechter Franzose entpuppte er sich bald — wiederholt: „ah, très-bien, très-bien". Also wir blieben da, und zwar noch den ganzen nächsten Tag; die Leutchen wurden ganz zahm, Mittags speisten wir zusammen, Abends gab es — natürlich mit Damen — Klavierspiel und Gesang, und unsere deutschen Volkslieder machten ersichtlich tiefen Eindruck; dazu trank man zarte Liqueure — was wollten wir mehr? Der Abschied am nächsten Morgen war ein recht herzlicher, und die freundliche Erinnerung mußte uns für die kommenden Tage entschädigen; im nächsten Quartier gab es

nichts zu essen, im zweiten ebensowenig; aber der Humor war gut und so ging die Sache. Mit Kamerad F. theilte ich das Quartier — St. Clément hieß der Ort — bei einem redseligen rothhaarigen Schuster, der den ganzen Tag die Kosten der sehr lebhaften Unterhaltung trug; die Gemüthlichkeit erreichte einen solchen Grad, daß ein junges Füchschen, bevor es Abends zu Bau fuhr, uns die recht ungewaschen aussehende Wange zum Kusse bieten mußte; F. wandte sich mit Grausen, ich half mir aus der Affaire, indem ich meinerseits die Wange darbot, und so ging die Sache noch gnädig vorüber. Nun kam wieder ein Bivouac, bei Méhoncourt; es war empfindlich kalt und wir mußten, da keine Proviantkolonne herankam, unsere eiserne Portion angreifen; Wein gab es ziemlich reichlich und so konnte auch hier der übliche „vin chaud" uns erwärmen. Am Morgen waren wir alle recht steif gefroren, aber nach einer Stunde Marsch wieder vollkommen warm geworden und munter wie die Fische im Wasser. Die nächsten Quartiere waren recht gut; in Buray-en-Vaux, welches wir nach einem anstrengenden zwölfstündigen Marsche bei

großer Hitze erreichten, gab es sogar — ein „poulet". F. und ich dachten nun mal recht schwelgen zu können, aber es fehlte die Kraft — der Zähne; so ein Hahn in den höchsten Semestern läßt sich einmal nicht erweichen. Vaucouleurs, bekannt durch die Geschichte der Jungfrau von Orléans, wurde im Parademarsch passirt, der Ober-Commandeur der dritten Armee, unser geliebter Kronprinz, hatte vor seinem Quartier mit seinem Stabe Aufstellung genommen und ließ uns in Sectionscolonne vorbeimarschiren.

Wir hatten es wieder auf eine Festung abgesehen, nämlich auf Toul, welches schon von bayerischen Truppen cernirt wurde. Hier war ich unmittelbarer Zeuge der vornehmsten Art von Kriegführung, die mir vorgekommen ist. Unser Bataillon hatte gleich nach der Ankunft, am 22. August, den dicht an der Festung gelegenen Ort Chaudeney besetzt, welcher zur Vertheidigung eingerichtet wurde. In der Nacht wurden für unsere Corps-Artillerie Angriffsbatterieen erbaut — Premierlieutenant W. beaufsichtigte unsere zu dieser Arbeit commandirten Füsiliere — und nachdem

einer der Notabeln des Ortes, ein würdiger alter Herr mit schneeweißem Haare, wie es hieß, ein früherer französischer Offizier höheren Grades, vergeblich bemüht gewesen war, den Commandanten von der Erfolglosigkeit der Vertheidigung zu überzeugen, begann am nächsten Tage das Bombardement. Ich zog auch hier auf Vorposten, ließ die Mannschaften der Feldwache, mit Ausnahme der wenigen Doppelposten, die Gewehre zusammensetzen und sich am Boden lagern; ich saß auf einem der offenbar kurz vorher zu Vertheidigungszwecken umgelegten Baumstämme und rauchte; etwa hundert Schritte vor mir, im Angesicht der Festungswälle, saß unser Divisionscommandeur am Ufer der Mosel gemüthlich auf einem Stuhle und beobachtete den Kampf, der von der rechten Moselseite durch unsere Corps-Artillerie, von der linken — vom Mont St. Michel — durch bayerische Truppen geführt wurde; ob auf dem Wege des Parlamentirens verabredet oder stillschweigendes Uebereinkommen — genug, es fiel, wenigstens auf unserer Front, kein Gewehrschuß. Plänkeleien der beiderseitigen Infanterie hätten, militärisch genom-

men, keinen vernünftigen Sinn gehabt, und so zeigte sich denn auch hier das in früheren Feldzügen, besonders im Festungskriege, vielfach beobachtete Bestreben, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Auch bei Toul hatte das Bombardement keinen Erfolg; nachdem das Feuer eingestellt war, umschlugen wir, nachdem wir einen aus Versehen nicht eingezogenen, pflichttreu stehengebliebenen Posten, einen uralten Reservisten, mit Mühe und Noth wieder erlangt hatten, einen Theil der Festung in einem sehr anstrengenden Marsche, um uns mit dem Stabe des Regiments zu vereinigen, und kamen spät Abends in Gondreville, einem kleinen freundlichen Städtchen, an — ins Quartier, wie es hieß, aber das hatte so seinen Haken; Quartierbillets gibt's nicht in Feindesland — nur für das Bivouac hat der Soldatenhumor ein „Billet auf einen Platz unter freiem Himmel" geschaffen — und hier hätten sie auch nicht viel Zweck gehabt, denn es war ziemlich alles besetzt. W. und ich gingen, nachdem die Mannschaften untergebracht waren, auf die Suche, rückten schließlich mit unseren Burschen in ein ganz einladend

aussehendes Häuschen, welches auf energisches Klopfen geöffnet wurde, und machten es uns bequem. Die Insassen, eine ältere Frau und ein bildhübsches jüngeres weibliches Wesen, traten uns etwas verlegen entgegen und versuchten einige Einwendungen, das Haus sei besetzt u. s. w.; das konnte uns natürlich nicht rühren, und da wir freundlich und in ziemlich anständigem Französisch mit den guten Leuten parlirten, so sahen sie bald, daß wir keine Unmenschen waren, und ließen uns gewähren. Und nun kam eine wichtige Frage, das „Souper". Nachdem wir die übliche Antwort: „nous n'avons rien du tout" mit dem nicht minder üblichen ungläubigen Lächeln entgegengenommen hatten, öffnete sich die Thür und herein traten ein paar Leute in bürgerlicher Kleidung, grüßten uns ganz kameradschaftlich und setzten sich an einen sauber gedeckten Tisch, den wir schon vorher mit etwas gemischten Gefühlen, jedenfalls mit großem Mißtrauen betrachtet hatten; dieses Mißtrauen wuchs, als wir uns die Ankömmlinge näher besahen und ihre Sprache vernahmen; eine Anfrage bei der Wirthin ergab das Resultat:

„bayerische Armeelieferanten", die Tochter ergänzte diese Mittheilung, indem sie mit einer sehr bezeichnenden bogenförmigen Bewegung an ihrem hübschen Näschen herunterstrich. „Aha," sagt W. Indem kommt auch W.'s Bursche „Siegellackchen" — er hieß für gewöhnlich Siegel — herein und meldet, daß die „Armeelieferanten" vorhin an preußische Soldaten Cigarren verkauft hätten, Stück für Stück 2 Sous. Und nun nahte das Verhängniß; ihre Milchsuppe durften die Beiden erst in Ruhe auslöffeln, denn es war ihre Henkersmahlzeit; die versuchsweise und wohl nur der Form wegen von W. eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen sollten den Beiden klar machen, daß im Kriege dem Soldaten der Vorrang gebührt, sie waren aber nicht von langer Dauer, denn plötzlich und mit einem hörbaren Ruck erhob sich W. von einer hölzernen Bank, die er christlich mit mir getheilt hatte, und redete allein; die Worte sind mir leider entfallen, aber sie müssen wohl sehr geschickt gewählt gewesen sein, denn sie erfüllten ihren Zweck in vollkommener Weise: die Armeelieferanten wichen der „rohen Gewalt", und es dauerte nicht eine

Minute, da war das Schlachtfeld ohne Blutvergießen und mit solcher Eile geräumt, daß es nöthig wurde, die vergessenen Gepäckstücke in beschleunigtem Tempo durch die Hausthür „hinauszureichen". Wir hielten es nicht für würdig, den besiegten Feind bei seinem Abzuge zu verhöhnen, aber hinterher freuten wir uns des wohlverdienten Quartiers und unseres lustigen Erlebnisses. Der unblutige Sieg wurde sofort belohnt: es fanden sich „zufällig" noch einige Eier, die wir mit großem Appetit verspeisten; ein Glühwein machte den Beschluß. W. und ich theilten uns in das große Familienbett so, wie es der Feind verlassen hatte — frisch überzogene Betten gestattet das rauhe Kriegshandwerk leider recht selten, aber man pflegt sich in den Kleidern zur Ruhe zu legen und die große Müdigkeit thut das Ihrige, um das Gefühl des Ekels abzustumpfen — die „Herren Officiers-Burschen" suchten sich Unterkunft in den übrigen Räumen des Hauses; das muß aber wohl nicht ganz nach Wunsch gelungen sein, denn am nächsten Morgen lag „Siegellackchen" in dem in einer Ecke unseres Zimmers stehenden Kinder-

bettchen und schnarchte; seine kurzen Füsilierbeine waren für diese Lagerstätte doch wohl etwas zu lang gewesen und so ließ er sie einfach über die Bettstelle baumeln.

Früh am nächsten Morgen rückten wir aus, um den Marsch auf Paris — das war unser Hauptziel — fortzusetzen, über Stainville, St. Dizier, Halignecourt, Verrières. „Anstrengender Marsch", „Verpflegung sehr schlecht" — so ungefähr lauten die meisten der kurzen Tagebuchnotizen aus dieser Zeit, dann kommt, bei Autry, ein „kaltes Bivouac", dessen Mangelhaftigkeit aber am nächsten Tage durch ein „gutes Quartier", in Vrizy bei Semuy, reichlich ausgeglichen wird; einmal — es war am Tage der Schlacht von Sedan und wir mußten leider in Reservestellung verbleiben — heißt es dann wieder: „unheimliche Wirthsleute"; ob dieses Urtheil in irgend welchen besonderen Vorkommnissen oder nur in meiner persönlichen Abneigung gegen die Leute seine Begründung fand, ist mir entfallen, die Erinnerung ist wohl verblichen vor den gewaltigen Eindrücken, welche der nächste Tag uns brachte.

Wir hatten gerade Feldgottesdienst bei Neuville, da kam ein Dragoner heran gesprengt, in der erhobenen Rechten einen Brief schwingend, den unser Oberst in Empfang nahm und, während der Geistliche in der Predigt innehielt, mit vor Erregung zitternder Stimme verlas: es war die Nachricht von dem Siege bei Sedan, der Gefangennehmung des Kaisers Napoleon und seiner Armee. Der Eindruck war unbeschreiblich und löste sich in lauten Jubel auf, ein Hurrah auf Se. Majestät den König durchbrauste die Luft und dann, wie auf Commando, erklang aus Tausenden von Kehlen die „Wacht am Rhein". Auch unsere Regimentskapelle, sonst gern etwas zurückhaltend, that ein Uebriges, indem sie „Heil Dir im Siegerkranz", das „Preußenlied" und andere patriotische Weisen zur Erhöhung der Feststimmung ertönen ließ.

Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Wesen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte sein.

So dachte mancher und freute sich auf die Rückkehr in die Heimath; unter den Berufssoldaten,

wenigstens unter den jüngeren und den unverheiratheten, waren aber wohl nur Wenige, die sich nach der Garnison zurücksehnten —

> Jetzt sind wir noch beisammen im Land,
> Wir haben's Heft noch in der Hand —

Es war doch gar zu herrlich in dem schönen Frankreich.

Und mit der Rückkehr hatte es gute Wege. Noch am Nachmittag erfolgte unser Abmarsch, um dem General Vinoy mit seinem neugebildeten Corps den Rückwechsel nach Paris zu verlegen; bei Rethel wurde ein Vorposten-Bivouac bezogen. Es gab ungeheuere Regengüsse und Schmalhans war Küchenmeister; am nächsten Tage wieder Bivouac, bei Juniville; am 4. September kamen wir nach Reims. Das war ein Hochgenuß nach den anstrengenden und entbehrungsreichen Märschen, selbstredend bildete die herrliche Kathedrale das erste Hauptziel unserer Wanderungen durch die Stadt. Eine solche Abwechselung nach dem rauhen Marsch- und Lagerleben ist auch dem abgehärtetsten und bedürfnißlosesten Soldaten hochwillkommen, und der Aufenthalt in dem schönen Reims wurde

redlich benutzt, den äußeren und inneren Menschen wieder in Stand zu setzen. Um die reichlichen Feldzulagen zweckmäßig zu verwenden, hat der deutsche Krieger natürlich einen Theil der allezeit recht flüssigen Capitalien in Champagner angelegt, denn „ihre Weine trinkt er gern“; besonders in einem dicht bei der Kathedrale gelegenen Locale erlebte ich eine Sitzung von echt deutscher Gründlichkeit und mit gegenseitiger Unterstützung aller Waffengattungen, zumal bei dem schließlich unvermeidlichen Rückzuge. Am nächsten Tage war Ruhetag, wir hatten gute Quartiere in einer Vorstadt von Reims, unter dem Schutze weit vorgeschobener Cavalleriemassen. Nachmittags 5 Uhr kam Se. Majestät der König an und wurde mit großem Jubel empfangen, Abends war großer Zapfenstreich wie in einer heimathlichen Garnison; es war ein buntbewegtes Bild, die Bevölkerung, welche Tags vorher unserer Avantgarde einen bösen Empfang bereitet hatte, verhielt sich jetzt reservirt und im Ganzen anständig.

Nach einer weiteren Woche anstrengender Märsche, Bivouacs und meist recht schlechter Quar-

tiere — nur einmal finde ich die kurze Tagebuchnotiz: „Sauvigny, nettes Mädchen", und ein solches erscheint ja einem jungen Soldaten stets beachtenswerth — kamen wir über Château-Thierry, Azy, Chamoux nach Meaux. Hier gab es aus der französischen Staatsmanufactur Cigarren und Tabak in Fülle, dem Soldaten beinahe unentbehrlicher als das Essen. Die Bewohner von Meaux zeigten freundliches Verständniß für die Bedürfnisse der theils in Massenquartieren, theils auf dem Pflaster gelagerten Soldaten. Wir hatten uns Tische und Stühle auf die Straße schaffen lassen und empfingen da gegen Abend den Besuch eines gebildeten Bürgersmannes, der sich als Kenner Deutschlands vorstellte, als willkommenes äußeres Zeichen seiner Hochachtung eine Flasche Rum überreichte und noch lange artig mit uns plauderte. Unser Nachtlager war ausgezeichnet; auf Stroh gebettet und mit Stroh zugedeckt blieben wir von dem recht reichlichen Regen ganz unbehelligt und schliefen bis in den hellen Morgen wie die Murmelthiere. Im nächsten Quartiere, Isle-les-Villenoy, blieben wir drei ganze Tage,

welche vollständig genügten, um unsere Ausrüstung, insbesondere die Wäsche und Stiefel, in Stand setzen zu lassen; wir hatten unseren Compagniekarren mit den Feldkoffern längere Zeit nicht mehr gesehen, meine besten Stiefel waren durch die nassen Märsche so herunter gekommen, daß thatsächlich die Zehen hervorguckten; der Capitaine d'armes erbarmte sich meiner Noth, indem er mir ein Paar Kommißsohlen überließ, der Compagnieschuster vollbrachte ein wahres Meisterstück von Reparatur und nun konnte die Sache wieder losgehen. Die Einwohner und Einwohnerinnen von Isle-les-Villenoy zeichneten sich durchweg durch große Liebenswürdigkeit aus, in den Quartieren wurde eine allgemeine Anfreundung beobachtet und die Sprachstudien machten Fortschritte; Mademoiselle Eugénie, unsere liebenswürdige Hausgenossin, konnte bereits einige deutsche Worte plappern und die Freude war groß, nahm aber bald ein Ende, da wir nun ziemlich dicht vor Paris lagen und die Einschließung des Platzes beginnen sollte. Ehe wir abrückten, kam noch angenehmer „Nachschub" aus der Heimath: die Frau unseres Marketenders; sie hat bald eine

ganze Reihe von alten und jungen Soldatenherzen in Flammen gesetzt, denn sie war jung und schön, ehrbar und artig.

Am 17. September setzten wir uns nach Südwesten in Bewegung, am 18. erreichten wir Chennevières, wo wir die erste prachtvolle Aussicht auf Paris genossen, am 19. überschritten wir bei Villeneuve-St. Georges auf der von den Pionieren hergestellten Brücke die Seine und bezogen auf dem linken Ufer, bei Villeneuve-le-Roi, ein Bivouac.

Belagerung von Paris

Mit der Einschließung von Paris begann für uns ein höchst interessantes, bei einer gewissen Regelmäßigkeit doch abwechselungsreiches Lagerleben. Das Bivouac bei Villeneuve-le-Roi verlief bei herrlichem warmem Herbstwetter ausgezeichnet; erbeutete Zelte, Laub- und Strohhütten boten gute Unterkunft, die Nähe größerer Ortschaften gestattete die Heranziehung von Küchen- und Hausgeräthschaften, für unsere Vorräthe hatten wir kleine kellerartige Gelasse in den Boden gegraben, Alles war fröhlich und guter Dinge. Fast mit Bedauern empfingen wir den Befehl zu dem, am 23. September ausgeführten, Abmarsch in Cantonnements-Quartiere, deren Annehmlichkeit uns aber doch bald wieder recht zum Bewußtsein kam, da Regenwetter eintrat;

in Morangis, einer großen freundlichen Ortschaft, die fast ganz von den Einwohnern verlassen war, hatten wir es uns bald bequem gemacht. Hier erfreute man uns durch Exercieren im Brigadeverbande, um Führer und Mannschaften für die zu erwartenden großen Ausfälle der Pariser Besatzung mit dem Terrain und seiner vortheilhaftesten Benutzung genau bekannt zu machen. Auch am 30. September, am Tage des großen Ausfalles gegen die deutschen Stellungen im Süden von Paris, war Brigade-Exercieren befohlen, welches auch nach Beendigung des Gefechtes thatsächlich noch zur Ausführung kam; das gab wohl einige Verstimmung, aber es ging wie am Schnürchen.

Der Vorpostendienst, in welchem die Regimenter sich ablösten, war von Anfang an in der Voraussicht einer längeren Belagerung sehr eingehend geregelt worden; jede Compagnie kannte genau ihre Stellung, welche ihr beim Einrücken in die erste Linie in der Regel immer wieder angewiesen wurde; die Ablösung erfolgte vor Tagesgrauen, ging aber trotz der Dunkelheit meist ohne Schwierigkeit von Statten; ohne Schießen ging's natürlich

niemals ab, besonders wenn uns Mobilgarden gegenüberstanden, welche, wie alle mangelhaft erzogenen Truppen, es sich nicht versagen konnten, ihrem gepreßten Herzen durch Vergeudung ihrer werthvollen Munition Luft zu machen; selbst auf unsere zwischen den beiderseitigen Linien mit Kartoffelausgraben beschäftigten Leute wurde, trotzdem solche friedliche Thätigkeit nach stillschweigendem Uebereinkommen bisher von beiden Seiten respectirt worden war, eines Tages von den Herren Franzosen geschossen; das ist ihnen aber schlecht bekommen, da sofort mit sichtbarem Erfolge „Repressalien" ergriffen wurden.

Auch die Vorpostenlinie wurde so wohnlich eingerichtet, als die Situation gestattete; auf den Feldwachen sah man nicht selten Sophas, Tische, Spiegel und dergleichen mehr; selbst die Schützengräben wurden zum Theil mit Fellen aus einer großen Gerberei und Lederfabrik ausgefüttert und boten so den zur Nachtzeit regelmäßig in Schützenlinie formirten Abtheilungen in dem kalten Winter eine ganz erträgliche Unterkunft. Diese ausgedehnte Fabrik, welche in den bewegten Tagen Ende

November und Anfang December unter dem Feuer der französischen Geschütze in Flammen aufging, lag am Nordrande von Choisy, dicht an der Seine, und lieferte den Vorpostenregimentern ausgezeichnetes Material zur Ergänzung der Kriegsausrüstung, insbesondere zur Anfertigung langer Stiefelschäfte und Feldtaschen. Ich besitze noch heute eine von unserem Compagnieschuster angefertigte Tasche, welche, zu einer Jagdtasche umgewandelt, als werthvolles Andenken von mir in Ehren gehalten wird. Unsere Hauptstellung war Choisy-le-Roi und das unmittelbar daran liegende Thiais, beides sehr wohlhabende Vorstädte mit großen breiten Alleen und den herrlichsten Villenanlagen.

Am 4. October bezog ich zum ersten Male bei Choisy-le-Roi die an das linke Seine-Ufer sich anlehnende Feldwache I unter einem Eisenbahn-Durchlaß der Strecke Orléans-Paris. Eine wunderschöne große Angorakatze war als einziger Bewohner des Bahnwärterhäuschens zurückgeblieben und wurde von uns gefüttert, später war sie leider verschwunden. Am Tage waren die Doppelposten,

bei Nacht die ganze Feldwache bis in die Höhe der etwa 200 Schritte vorwärts liegenden „gare aux boeufs“ vorgeschoben. An den Böschungen des Bahnkörpers blühten und dufteten noch die Veilchen, es war ein Herbsttag von ungewöhnlicher Wärme und Schönheit. Die Nacht über war es die schwierigste Aufgabe, wenigstens einen Theil der Mannschaften wach zu erhalten. Die Doppelposten waren eingezogen, nur der Patrouillendienst wurde verstärkt, die Feldwache lag in Gefechtsbereitschaft in den Schützengräben und — schnarchte; schlimm war das nicht, denn ich sorgte, daß von jeder Schützengruppe ein Mann mit „Gewehr über“ aufrecht vor dem Schützengraben stand; ich selbst saß in den Pausen zwischen den Revisionsgängen auf einem alten Stuhle in der Schützenlinie und versuchte soviel zu ruhen, als sich mit der großen Verantwortlichkeit des Feldwach-Commandanten vertrug. Das Rollen der auf der Gürtelbahn verkehrenden Eisenbahnzüge drang deutlich zu uns herüber, der Verkehr in den Straßen von Paris machte sich als ein unaufhörliches Summen und Brausen vernehmbar und über das Ganze ergoß

sich das breite, ungeheuere Lichtermeer der noch in vollem Glanze strahlenden, damals von den Schrecken und Entbehrungen der Belagerung noch wenig berührten Riesenstadt.

Geschossen wurde drüben recht viel, aber auch recht schlecht; daß mit Granaten aus schwerem Geschütz auf einen einzelnen Officier gefeuert wurde, war ein ganz gewöhnliches Vorkommniß; die schweren „Zuckerhüte" fuhren meist in den Boden, ohne zu crepiren. Auch das Chassepot wurde fleißig in Thätigkeit gesetzt, auf W. und mich wurde eines Tages, als wir auf dem Eisenbahndamme von der gare aux boeufs meiner Feldwache zuwandelten, ein regelrechtes Schnellfeuer eröffnet; wir machten eine kleine Weile Front, der Gedanke, anstatt in die „Heldenbrust" in den „Heldenrücken" oder einen anderen rückwärtigen Körpertheil geschossen zu werden, war doch zu fatal; schließlich erreichten wir unverletzt den schützenden Eisenbahn-Durchlaß und wurden von den Mannschaften der Feldwache mit fröhlichem Zuruf empfangen. Die Ehre, von den Herren Rothhosen für einen General oder sonst ein „großes

Thier" angesehen worden zu sein, wußten wir nun zu schätzen. Auch auf unseren Feldwachen kamen immer einige Exemplare des weittragenden Chassepot-Gewehres in besonderen Fällen zur Verwendung und wurden nebst der nöthigen Munition bei der Ablösung als Inventarstücke überliefert. An scherzhaften Dingen hat es natürlich auch nicht gefehlt; so hatten unsere Soldaten zwischen Choisy und der Seine, dicht vor dem Feinde, ein famoses Geschütz aufgefahren: eine alte Karre und obendrauf ein langes Ofenrohr. Ob diese Vogelscheuche von den Franzosen für ein echtes Geschütz gehalten worden ist, weiß ich nicht; in der Kriegsgeschichte wäre es nichts Neues gewesen.*)

Für Abwechselung im Belagerungskriege haben die Franzosen, wie das in den größeren Kriegsgeschichten ausführlich zu lesen ist, reichlich gesorgt. Drahtzäune als Hinderniß vor der Postenkette

---

*) Gustav Freytag erzählt in den Erinnerungen aus seinem Leben, wie im polnischen Aufstande 1848 blaue Kartoffelwagen für Feldgeschütze und eine Feuertonne für eine Haubitze angesehen worden; er hat diese ergötzliche Thatsache in „Soll und Haben" verwerthet.

waren nichts Ungewöhnliches; Fesselballons, zu Observatorien eingerichtet, wurden fast täglich gesehen; freie Ballons flogen öfter in beträchtlicher Höhe über uns hinweg und wurden wohl auch erfolglos beschossen; auch das elektrische Licht wurde bekanntlich bei der Recognoscirung unserer Stellungen zur Nachtzeit herangezogen; ich war eines Abends, mitten auf dem Eisenbahndamme stehend, nicht wenig überrascht, als der volle Strahl des „Scheinwerfers" mich traf und die Umgebung in weitem Umkreise taghell beleuchtete; daß die Franzosen die Seine mit Kanonenbooten befuhren und die deutschen Stellungen bombardirten, ist bekannt. Auch eine mit Geschütz armirte Locomotive habe ich gegen Choisy heranfahren, feuern und wieder zurückdampfen sehen. Das Nachrichtenwesen war ebenfalls sehr geschickt eingerichtet. So ließen sich die Herren Pariser Anfangs ihre Briefe vielfach in verkorkten Flaschen zuschwimmen, später wurde aber in der Höhe unserer Vorposten die Seine mit gewaltigen Netzen abgesperrt und damit der belagerten Stadt eine wichtige Nachrichtenquelle verstopft.

Unser Cantonnements-Quartier war inzwischen nach Orly verlegt worden. Hier entwickelte sich nun ein Leben von ganz besonderem Reize. Durch den Vorpostendienst und die häufigen Alarmirungen war für Abwechselung ausreichend gesorgt, Wachtdienst und kleiner Dienst — Appell, „Lumpenparade"*), Exercieren en détail — wurden genau wie in der Garnison gehandhabt, wenigstens qualitativ; Exercierübungen über das Bedürfniß hinaus, Officiere und Mannschaften zu beschäftigen und in den Bahnen der straffen Disciplin zu halten, wurden in der Regel nicht vorgenommen, so daß von einer wirklichen Anstrengung eigentlich keine Rede sein konnte; der stetige Zustand der Alarmbereitschaft hatte übrigens an sich schon ermüdende Wirkung. Das Bestreben, den Aufenthalt im Cantonnement möglichst erträglich und gemüthlich zu gestalten, zeigte sich überall; zunächst in der Einrichtung der Quartiere. Die Einwohner der nächsten Umgebung von Paris hatten sich bei

*) So wird bekanntlich die Revision der Wäsche, Stiefeln u. s. w. genannt.

Annäherung der deutschen Truppen fast durchweg in die Stadt geflüchtet, und so hatte der Soldat das Reich allein. Allerdings waren die Quartiere ziemlich eng; wo dann Matratzen, Decken, Tische, Stühle, Geschirre und Küchengeräthe fehlten, wurden sie aus den weniger dicht belegten Ortschaften der ersten Linie, besonders aus Choisy-le-Roi und Thiais, herbeigeschafft. Daß bei dieser Gelegenheit in den menschenleeren Ortschaften herumgelungert und von einzelnen Leuten in kindischem Uebermuth fremdes Eigenthum zerstört wurde, ist nicht zu leugnen; ich selbst habe unser dicht an der Avenue de Paris gelegenes schönes Quartier in Choisy, wo wir vor unserer Uebersiedelung nach Orly kurze Zeit cantonnirt hatten, später in einem recht bedauerlichen Zustande wiedergefunden; wo aber die Einwohner in ihren Wohnungen geblieben waren, wurden sie überall mit größter Rücksicht behandelt und meist reichlich verpflegt; in Choisy erhielten einige alte Leute, welche ihr Heim trotz der vielen umhersausenden und in die Häuser einschlagenden französischen Granaten nicht hatten verlassen wollen, täglich ihre Portion Hammelfleisch,

Reis, Brod, Wein u. dgl. von dem auf Vorposten ziehenden Regimente zugewiesen. Herde und Oefen waren, zumal in Choisy, in großen Waarenmagazinen reichlich zu finden und thaten gute Dienste; der französische Kamin sieht sehr gemüthlich aus, genügt aber nicht, um ein größeres Zimmer gut zu durchwärmen; wenigstens in dem kalten Winter 1870/71 war eine solche Wirkung nicht zu erzielen, und so wurde meist ein tüchtiger Ofen vor den Kamin gestellt und durch ein kurzes Rohr mit demselben verbunden. An Brennmaterial war oft großer Mangel, und man konnte bei der Beschaffung desselben nicht immer sehr wählerisch sein; besonders mußte sehr häufig Holz, welches bereits zu Fensterläden oder dergleichen verarbeitet war, seiner höheren Bestimmung entzogen und in Wärme umgesetzt werden — c'est la guerre! Die uns gegenüberstehenden Mobilgarden sind bekanntlich mit dem Eigenthum ihrer eigenen Landsleute nicht so schonend umgegangen, wie der deutsche Soldat. Daß bei der Einrichtung der Quartiere, wie auch sonst, der Humor zu seinem Rechte kam, versteht sich beim deutschen Soldaten von selbst. An ulkigen

Häuser- und Firmenschildern war kein Mangel, es brachte das eine willkommene Abwechselung in die entschieden bureaukratisch angehauchte Häuser-nummerirung unserer Tage.

„Gasthaus zur blutigen Knoche“

war der schaurige Titel eines gemüthlichen Füsilier-Quartiers,

„Hôtel de Nuß
Wer nicht will, der muß“

lautete ein anderer; vermuthlich ist hier der Reim der Vater des etwas unverständlichen Gedankens gewesen. Unser Quartier hieß „Gambrinus-Halle“. Leider habe ich versäumt, eine Blumenlese aus der großen Menge solcher Häuserbezeichnungen zu retten. Auch das deutsche Lied erfreute sich einer eigenartigen Fortbildung. Neue Texte zu alten Melodieen waren an der Tagesordnung, namentlich zu dem bekannten Liede mit dem Refrain: „In meinem Herzen wohnst nur Du“ wurde eine Unmasse von Ersatzstrophen gedichtet, gewöhnlich mit Anspielungen auf die Vorzüge und Mängel der Kriegsquartiere. An Kneipen war natürlich auch kein Mangel; dem Marketender unserer

Compagnie fehlte es in seinem Quartier an einem größeren Schanklocale, dagegen fand sich — eine sehr geräumige Waschküche; sie war innerhalb 48 Stunden gedielt, gestrichen, tapeziert, möblirt und in ein gemüthliches Local verwandelt. Daß die wunderbarsten Trinkgeschirre zur Verwendung kamen, erhöhte nur die Gemüthlichkeit. Bei einer kleinen „Gratulationscour" trank Kamerad W. rothe Pomeranzenbowle mit den tiefempfundenen Worten: „O Trank voll süßer Labe" aus — einer mächtigen bunten Blumenvase.

Die Verpflegung der vor Paris cantonnirenden Truppen war außerordentlich gut geregelt; die Spannkraft und den Humor des Soldaten nicht erlahmen zu lassen, war eine wichtige und mit großem Geschick gelöste Aufgabe der Militärverwaltung. Die meisten Vorräthe wurden per Eisenbahn aus Deutschland herangeführt; den wichtigsten Bestandtheil bildeten die reichlichen Fleischportionen, insbesondere der leicht zu ernährende und leicht zu transportirende Hammel; zuweilen, aber recht selten, wurde Rindfleisch oder Schweinefleisch verabfolgt — „gefaßt", wie der Soldat sagt;

der zu Beginn des Krieges als einziges „Suppengemüse" verausgabte Reis wurde schon auf dem Vormarsche bald weggeworfen und lag in allen Bivouacs zu Bergen aufgeschichtet; es wurde daher bald durch Graupen, Gries, Nudeln, Linsen, Bohnen, Erbsen und Kartoffeln für die so nothwendige Abwechselung gesorgt; die Erbswurst leistete besonders auf Vorposten gute Dienste. Brod, Speck, Gewürze und Kaffee kamen reichlich zur Vertheilung; der herrliche rothe Wein, welcher schon auf dem Vormarsche unschätzbare Dienste geleistet hatte, trug viel dazu bei, den vortrefflichen Gesundheitszustand der Truppen dauernd zu erhalten. In der Zubereitung der Speisen feierte die menschliche Erfindungsgabe ihre höchsten Triumphe, besonders der unvermeidliche Hammel mußte eine geradezu staunenswerthe Mannigfaltigkeit in der „Bearbeitung" erfahren; um einige Abwechselung in die Sache zu bringen, wurden in Versailles — diese herrliche Stadt beherbergte eine ganze Colonie auch von deutschen Läden und bildete auch sonst durch ihre reizvolle Umgebung, ihre geschichtlichen Denkwürdigkeiten und die Anwesenheit des Haupt-

quartiers einen Hauptanziehungspunkt —, in Corbeil und an anderen leicht mit Wagen zu erreichenden Orten zuweilen größere, recht kostspielige Einkäufe an frischem Fleisch, Wurstwaaren und Butter ausgeführt; letztere wurde in der besten Qualität natürlich auch bei der Zubereitung der Speisen verwendet, und nicht sehr sparsam. „Kochbutter" gab es nicht, es war doch gut, daß uns keine deutsche Hausfrau controliren konnte, sie hätte uns als Verschwender unter Curatel stellen lassen. Eine willkommene Gabe waren die in allen Gärten reichlich vorhandenen Gemüse, besonders der dauerhafte Rosenkohl. Wer von den Kameraden ein heimathliches Packet erhielt, durfte sich selbstredend der angenehmen Pflicht, den Inhalt auf den Tisch des Hauses zu legen, nicht entziehen. Getränke waren, besonders zu Anfang der Belagerung, sehr reichlich vorhanden; Wein und Cognac wurden, in Kellern eingemauert und in Gärten vergraben, von den findigen Füsilieren massenhaft zu Tage gefördert, und nicht blos so nebenbei; es wurden mit Hülfe besonders construirter spitzer Eisenstangen eigene Entdeckungsreisen auf Spirituosen mit bestem

Erfolge unternommen. Zuweilen wurde, da der mobile Soldat eine causa bibendi nicht nachzuweisen braucht, recht scharf gezecht und da durfte natürlich der — Häring nicht fehlen; es wurde also ein „größerer Posten" besorgt und ins Wasser gelegt; da blieben sie aber einige Tage, jedenfalls etwas zu lange, unbeachtet und mußten als unbrauchbar ihrer edlen Bestimmung vorenthalten werden. Natürlich allgemeine Entrüstung gegen den Verpflegungscommissarius.

Neben den Lieferungen und Einkäufen spielten die „Liebesgaben" eine wichtige Rolle. Sie verdankten ihren Ursprung der Opferwilligkeit aller Schichten des deutschen Volkes und hatten eine nicht zu unterschätzende praktische und moralische Bedeutung. Sie bestanden in allerlei nützlichen und angenehmen Dingen, besonders in warmen Unterkleidern, Tabak und Cigarren. Die Officiere betheiligten sich an dem Verbrauch der Liebesgaben in der Regel nur, wenn die Geber ausdrücklich diese Bestimmung getroffen hatten, wie zuweilen mit einem Kistchen besserer Cigarren geschah. Diese sowie die von den Angehörigen mit der Feldpost

angelangten edlen Kräuter waren immer sehr willkommen, kamen aber nicht immer zur vollen Geltung, denn sie konnten gegen den Duft, welchen das „Gros“ der bei aller Pietät gegen die gütigen Geber doch im Allgemeinen nicht sehr geschätzten Liebes-Cigarren entwickelte, nicht ankommen; ein Glück war es, daß ein großer Theil der Liebesgaben im Freien geraucht wurde.

Für fromme Gemüther war alle Sonntage, falls wir nicht auf Vorposten waren, militärischer Gottesdienst in den Ortskirchen, wobei gewöhnlich ein musikalisch gebildeter Officier, Unterofficier oder Musiker die Orgel spielte. Dem Kirchenbesucher kam es auf die Confession des Geistlichen nicht so genau an, wenn dieser nur dem Soldaten zum Herzen redete. Für die geistige Erholung und Erfrischung Derjenigen, welche einer solchen bedurften, gab es mancherlei; die Feldpost brachte außer den Briefen eine Masse von Zeitungen, welche von Hand zu Hand gingen; sie kamen aber oft mit Verspätung an, so daß wir sogar über die militärischen Dinge, soweit sie außerhalb der Pariser Belagerungsarmee lagen, meist viel später unter-

richtet waren, als unsere Angehörigen in der Heimath. Bücher gab es genug, die oft sehr reichhaltigen Privatbibliotheken in den leerstehenden Villen wurden, was sich die Besitzer wohl nie hatten träumen lassen, zu Leihbibliotheken für den deutschen Soldaten. Habent sua fata libelli! Französische Bücher bildeten natürlich die Mehrzahl, aber auch deutsche Klassiker fanden sich nicht selten.

Die Geselligkeit gestaltete sich so gemüthlich, wie das längere Zusammenleben in engen Cantonnements es mit sich brachte; die Officiere einer Compagnie lagen gewöhnlich in demselben Hause im Quartier und führten gemeinschaftliche Küche; die Mahlzeiten wurden, soweit der Dienst es gestattete, zu fest bestimmter Stunde eingenommen und es herrschte sogar eine Art Tischordnung von mäßiger Strenge. Im übrigen saß man zu Hause zuweilen in unglaublichen Kostümen, wobei rothe, grüne und blaue Kamisols eine wichtige Rolle spielten. Auch im Dienst wurde es mit dem Anzug nicht genau genommen; bei den Soldaten sah man oft eine Civilhose statt des verbrauchten Commißstückes, im Quartier gehörte ein warmer

Schlafrock zu den begehrtesten Artikeln, auf Vorposten ein dicker Shawl oder dergleichen; die Hauptsache war, daß die Sache ihren Zweck erfüllte. Daß im „Salon" Bilderschmuck, vor Allem aber ein Clavier nicht fehlte, war selbstverständlich. Ueber unserem vortrefflichen Pianino hing ein großer Stich von Desnoyers nach einem Gemälde von Richard: Franz I. zeigt seiner Schwester Margarethe, Königin von Navarra, das Distichon, welches er eben mit einem Diamant in eine Fensterscheibe des Schlosses Chambord eingeritzt hat:

Souvent femme varie,
Bien fol est qui s'y fie.

Tagtäglich fiel der Blick auf diesen Spruch, aber man war wohl noch zu jung und unerfahren, um die kurze, aber ernste Mahnung bei Zeiten zu beherzigen. Den Mittelpunkt des geselligen Verkehrs in Orly bildete ein regelrechtes Casino, das in einem von den weiblichen Insassen verlassenen Ordenshause eingerichtet worden war; wie die frommen soeurs hießen, ist mir leider entfallen. Selbst die in der ersten Linie liegenden, von den einzelnen Truppentheilen nur vorübergehend

belegten Quartiere zeigten oft eine gewisse Behaglichkeit, auch bei dürftiger Ausstattung wurden wenigstens humoristische Wandmalereien selten vermißt; die schönsten waren im Wachtgebäude von La Belle Epine, einem eine halbe Stunde nordwestlich von Orly gelegenen detachirten Posten.*) Da sah man auf weißer Kalkwand in kräftiger Kohlezeichnung Bismarck, der den Kaiser Napoleon und seine Paladine unter einer großen Käseglocke gefangen hält; ein anderes Bild zeigte die Kaiserin Eugénie, ihren mit einer Kindertrompete bewaffneten Lulu auf dem Arme; dann sah man Napoleon auf einem von den Wellen umspülten Dache reiten, darunter das bekannte

Auf dem Dache sitzt ein Greis,
Der sich nicht zu helfen weiß

in der ausgezeichneten Uebersetzung:

C'est un homme sur un toit
Qui ne sait s'aider, voilà!

---

*) Wie es hieß, stammten die Bilder vom Commandeur unseres Jägerbataillons, Major v. W.

Kladderadatsch, mit der Pickelhaube geschmückt, wies mit seinem langen Zeigefinger höhnisch auf den unglücklichen Reiter, über dem Ganzen stand ein Wunsch, würdig eines deutschen Landsknechtes:

Tausend Jahre soll kein Friede sein!

Zwischen den benachbarten Cantonnements fand ein sehr lebhafter Austausch von Besuchen statt; oft auch hoch zu Roß, und da wurden denn die wunderbarsten Gäule in Bewegung gesetzt. In unserem Bataillon gab es besonders zwei solcher Prachtexemplare: einen auf dem Vormarsch requirirten Percheronschimmel kleinen Formates, der zu den abenteuerlichsten Reisen, oft auch zu weiteren Rondengängen herhalten mußte, und einen Braunen, der bei der Mobilmachung einem unserer Hauptleute als zweites Pferd zugewiesen war und wegen seiner mangelhaften Gänge „der Pfeil" — lucus a non lucendo — benamst wurde. Dieses edle Thier pflegte seinen Reiter von Zeit zu Zeit zum Absitzen zu veranlassen, indem es — einfach umfiel. Beim Vormarsch mitgenommene Beutepferde fanden sich häufig im Besitze von

Infanterie-Officieren und wurden von denselben nicht selten mit umgehängtem Tornister bestiegen, was einen seltsamen Anblick gewährte.

Für weitere Abwechselung sorgten die Herren Franzosen, besonders in der bewegten Zeit Ende November und Anfang December; nach der Schlacht von Champigny wurden wir vorübergehend auf das rechte Seine-Ufer, nach Ormesson, hinübergezogen und in unserer alten Stellung durch Garde-Landwehr — die schönste Truppe, die ich je gesehen, hohe, kräftige, bärtige Leute von untadelhafter Haltung — ersetzt. Das Weihnachtsfest feierten wir im Casino in Orly im hellen Glanze eines gewaltigen Christbaumes bei Spiel, Gesang und einer umfangreichen Punschbowle. Auch eine Verloosung von Weihnachtsgeschenken wurde in Scene gesetzt. In den Soldatenquartieren kam der Tannenbaum nach heimathlichem Brauche fast überall zu Ehren. Am 27. December ging es an die Beschießung des Mont Avron, in den ersten Tagen des neuen Jahres — als es erschien, erklang ein fröhliches „Prosit Neujahr" die Vorposten entlang — begann das lange ersehnte Bombardement

gegen Forts und Stadt, am 18. Januar wurde in Versailles das neue Deutsche Kaiserreich feierlich verkündet, und nach letzten schweren Kämpfen war mit der Besetzung der Forts durch die deutschen Truppen das Schicksal der französischen Hauptstadt entschieden.

Occupation und Rückmarsch

Mit der Einstellung der Feindseligkeiten gewann die Umgebung von Paris ein gänzlich verändertes Aussehen. Bevölkerung wie Besatzung waren bis zum Aeußersten ausgehungert; die deutsche Regierung hat bekanntlich nicht nur die Zufuhr von Proviant per Eisenbahn nach Kräften gefördert, sondern den französischen Behörden sogar reichliche Vorräthe aus den für die Verpflegung der deutschen Truppen bestimmten Magazinen überlassen. Es reichte das aber kaum aus, um der dringendsten Noth zu steuern, und so hatten denn die zur Bewachung der für die Dauer des Waffenstillstandes vereinbarten Demarcationslinie vorgeschobenen deutschen Truppen das wundersame Schauspiel, Schaaren von Parisern beiderlei Geschlechts auf Verprovian=

tirung ausrücken zu sehen. Das Passiren der deutschen Feldwachen wurde auf höheren Befehl controlirt, aber nicht gehindert, sobald die Dringlichkeit dem wachthabenden Officier glaubhaft gemacht werden konnte; und das war ja nicht schwierig. Die Soldaten wurden vielfach um Brod angegangen und haben mit manchem armen, ausgehungerten Menschenkinde ihren Vorrath getheilt; ich glaube nicht, daß jemals Bezahlung dafür angenommen worden ist. „Brud", „Fleesch", das waren die wenigen deutschen Worte, welche die Noth die armen Hungerleider gelehrt hatte. Ich erinnere mich, wie auf meiner Feldwache bei Ivry eine fein gekleidete und nach ihrem ganzen Habitus den gebildeten Ständen angehörende Dame auf einen Soldaten zuging und ihn ansprach; dieser griff schweigend in seinen Brodbeutel, gab ihr den ganzen Inhalt, es war mindestens ein Viertel Laib Brod, und als ihm klingende Münze dafür geboten wurde, wandte er stolz den Rücken.

Die bei Annäherung der Deutschen geflüchteten Bewohner der Vororte kehrten allmählich in ihre Behausungen zurück. Da sah es denn natürlich

recht bunt aus. Großen Kummer verursachte die Wiedererlangung des verschleppten Hausgeräthes, und ohne die Hülfe der Soldaten — so sah ich eine alte Dame am Arme eines Officiers in Orly auf der Suche nach ihrem Mobiliar — wäre das Resultat der Nachforschungen noch kläglicher ausgefallen als so.

Bekanntlich wurde ein Theil von Paris am 1. März durch deutsche Heeresabtheilungen besetzt; da die Stärke der Besatzungstruppen vertragsmäßig beschränkt war — 30000 Mann —, so konnten unsere Compagnieen in nur etwa halber Kriegsstärke einrücken; Schreiber dieses gehörte zu den Glücklichen, welche der Einzugsarmee zugetheilt wurden. Schon am 25. Februar wurde bei Orly fleißig Parademarsch geübt; am 28. marschirten wir ab und kamen gegen Abend in Sèvres an, wo wir Quartier bezogen. In der Frühe des 1. März rückten wir an den Trümmern des durch die Franzosen vom Mont Valérien aus in Brand geschossenen herrlichen Schlosses von St. Cloud vorbei und formirten uns auf dem Longchamp zur Parade, welche unser Kron-

prinz commandirte. Unter brausendem Hurrah der Truppen ritt Kaiser Wilhelm mit seiner glänzenden Suite die langen Fronten ab und dann erfolgte der Vorbeimarsch, welcher ausgezeichnet gelang. Bei herrlichem sonnigem Frühlingswetter durchquerten wir das Bois de Boulogne und hielten dann durch die Porte de Neuilly unseren denkwürdigen Einzug in die französische Hauptstadt. Es war nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben, den wir besetzen durften, aber sicher einer der schönsten. Die Avenue de la Grande Armée entlang erreichten wir die Place de l'Étoile und den Arc de Triomphe, dessen gewaltige Masse schon beim Anmarsche imponirt hatte. Im Einzelnen war von den Schönheiten des Bogens nicht viel zu sehen, die Skulpturen waren mit Brettern verdeckt und darauf stand mit Riesenbuchstaben: REVANCHE! Da hatten wir's. Auch die Passage durch den Bogen war mit Schutt und eisernen Ketten versperrt. Die Pariser johlten, wurden aber „mit stiller Verachtung gestraft"; nur die Bayern sollen die brüllenden gamins etwas mit dem Seitengewehr bearbeitet

haben. Unser Regiment bezog auf der Place de l'Étoile, unmittelbar am Triumphbogen, ein Bivouac, die übrigen Truppen wurden einquartiert. Die Nacht war bitter kalt, an Schlaf war auch nicht viel zu denken, wir hatten durch häufige Officierpatrouillen, welche sich bis an die französische Postenkette erstreckten, eine Art von Polizei auszuüben, vor Allem das Ueberschreiten der Demarcationslinie zu hindern. Es war heller Mondschein und die Sache war sehr interessant. Durch den üblichen Glühwein, der über den Wachtfeuern brodelte, wurde für Erwärmung gesorgt, sonst war es aber mit der Verpflegung ziemlich mangelhaft bestellt. Schließlich entdeckte ein findiger Kamerad ein Café, in welchem Einige von uns für sehr viel Geld ein dürftiges Essen und eine Flasche rothen Wein erhielten; dem Inhaber soll später, als die Sache herauskam, von seinen Landsleuten das Local demolirt worden sein. Am 2. März wurden wir abgelöst und erhielten gute Quartiere. Ich lag mit dem Compagniechef und mehreren anderen Kameraden in einem opulenten Privathause der Rue de Berry, einer Seitenstraße der Champs-

Élysées, welche letzteren sie mit dem Boulevard Haussmann verbindet. Der Besitzer des Hauses wurde durch eine Art von Haushofmeister vertreten, welcher uns gegen Bezahlung vortrefflich verpflegte. Der späte Nachmittag wurde selbstredend benutzt, um in der „ersten Garnitur" soviel wie möglich von Paris zu schauen. Das Palais de l'Industrie, die Kirche Ste. Madeleine wurden nur flüchtig gesehen, die Place de la Concorde war der Hauptsammelplatz der deutschen Krieger, der schwarze Trauerschmuck an dem Standbilde der Stadt Straßburg wurde mit Interesse, aber mit Achtung betrachtet. An den Tuilerieen war die Herrlichkeit zu Ende, wir sahen sie vor uns liegen, durften aber nicht hinein. Die Zeit war auch zu knapp, um mehr als äußere Eindrücke dieses glänzenden Viertels von Paris auf sich wirken lassen zu können. Zwar waren, so weit man sehen konnte, alle Läden geschlossen, alle Fenster verhängt, wenn aber die Pariser Blätter vor dem Einrücken unserer Truppen gemeint hatten: „on ne verra personne", so hatten sie mit der Neugierde nicht gerechnet. Zu Tausenden spazierten

sie — feine Welt, Mittelstand und Pöbel — auf den Elyseischen Feldern, um ihre Besieger, diese „Barbaren", zu sehen; und daß diese ihnen imponirten, war unverkennbar. Ein hünenhafter blonder Kürassier-Officier, wenn ich nicht irre, ein Adjutant des Kronprinzen, erregte ganz ungewöhnliches Aufsehen, auch zwei riesenhafte Gardisten, die sich auf der Promenade begegneten und in der Freude des Wiedersehens einander herzhaft küßten, wurden gewaltig angestaunt. Man hatte den Eindruck, daß unter den Pariser Zuschauern viele gebildete Leute seien, und die Sache verlief auch recht anständig. Abends war großer Zapfenstreich sämmtlicher Capellen vom Arc de Triomphe bis zur Place de la Concorde und zurück.

Da der Austausch der Ratificationen des Präliminarfriedens am 2. März stattgefunden hatte, so mußten wir Paris wieder räumen, marschirten am 3. März in der Frühe unter lautem Hurrah durch den inzwischen von der Schuttbarricade befreiten Triumphbogen und verließen durch die Porte de Neuilly die Stadt. Schon am Abend langten wir nach einem gewaltigen Fußmarsche ermüdet,

aber in dem stolzen Bewußtsein eines großen Erlebnisses, in unserem alten Cantonnements-Quartier wieder an.

Auch unsere Tage in Orly waren gezählt. Die nächste Umgebung von Paris wurde nach Maßgabe der Verträge geräumt, und nachdem wir von den alten liebgewordenen Stätten einen fast wehmüthigen Abschied genommen, marschirten wir in südöstlicher Richtung über Corbeil und Melun nach Fontenailles, einer größeren Gemeinde im Departement Seine et Marne, wo wir am 15. März zu längerem Aufenthalt ankamen. Die Bevölkerung war sehr freundlich gesinnt; ich war mit dem Schützenzuge nach dem etwa 20 Minuten entfernt liegenden Weiler Glatigny detachirt und habe hier bei den guten Bauersleuten höchst gemüthliche Tage verlebt. Mit einem sehr „trinkbaren" Vicefeldwebel gehörte ich zu den militärischen „Honoratioren" des Ortes und wir fühlten uns demgemäß zu einer gewissen Repräsentation verpflichtet. Das war nun ein billiges Vergnügen; der Cidre, das aus Birnen und Aepfeln gekelterte sehr erfrischende Getränk, war billig zu haben, und

wir improvisirten einen kleinen netten Commers, wobei es sehr fröhlich herging, denn Männlein und Weiblein waren die Kneipgäste. „Vive la France“ rief, als die Begeisterung ihren Höhepunkt erreicht hatte, mein verehrter Hausnachbar Constant — „et les pommes de terre frites“ war meine prompte Antwort, und es erhub sich großer Jubel. Uebertriebene Anstrengungen bei der Arbeit waren den Bewohnern dieses gesegneten Landstriches unbekannt. „Où allez-vous, monsieur Constant?“ fragte ich wohl. „Je vais travailler dans les vignes“ antwortete er wichtig. Die ganze Sache dauerte vielleicht zwei Stunden; Herr Constant — man nannte sich immer beim Vornamen — ging aber niemals zur „Arbeit“, ohne einen halben Laib Brod, ein großes Stück Käse und unter jedem Arm eine Literflasche Cidre mitzunehmen. Rührend war es, wie die Leute mit ihren Pferden umgingen; diese gewaltigen Percheron-Gäule waren so vortrefflich gewöhnt, daß sie regelmäßig vom Felde ohne Führer nach Hause kamen; waren sie abgeschirrt, so setzten sie sich wohl in einen muthwilligen, aber etwas schwerfälligen Galopp; die

Dorfkinder blieben ruhig mitten auf der Straße sitzen, sie wußten, daß ihnen nichts passirte. Ich sah acht bis zehn dieser ausgezeichneten Pferde voreinander gespannt, sie gehorchten auf den leisesten Zuruf oder Wink wie Circuspferde. Zwischen Glatigny und Fontenailles lag ein kleines Wäldchen, und da das Wirthshaus in letzterem Orte lag, so kam ich auch recht oft durch das Wäldchen. Es wimmelte darin von Singvögeln, und als ich einmal in später Nacht von einer langen Sitzung heimkehrte, da schlugen die Nachtigallen um die Wette, mir aber schlug das wunderbare Concert an das Gewissen, daß ich mich an den Wegrand setzte und in mich ging. Wenn es nur recht lange geholfen hätte!

Der Hauptort des Departements, Nangis, war leicht zu erreichen und bot mancherlei bescheidene Genüsse, sowie die günstige Gelegenheit, sich mit Stiefeln und Wäsche zu versehen. Wir kamen auch sonst viel in der Gegend herum, da sehr häufig Officierpatrouillen zur Sicherung des besetzten Gebietes entsendet wurden. Sehr viele angenehme Stunden bereitete uns die Gastfreiheit unseres

commandirenden Generals, der mit dem Stabe des Corps in Bois Boudrant, einem in herrlichem Parke dicht bei Fontenailles gelegenen Schlosse, einquartirt war und es sehr gerne sah, wenn die Officiere ihn fleißig besuchten. Die Besitzung gehörte einem comte de Greffule, der dem Anschein nach über große Reichthümer verfügte; wenigstens glaubte ich das schon aus dem Vorhandensein einer sehr zahlreichen und ganz herrlichen Fuchsmeute, welche in einem abgegrenzten Theile des Parkes untergebracht war und von mehreren Bediensteten gepflegt wurde, schließen zu dürfen. Der Geburtstag des Kaisers wurde mit Feldgottesdienst im Schloßpark, Salutschüssen und Festmahl gefeiert, auch das Friedensfest wurde in sehr schöner Weise begangen. Im Schlosse war eine kleine Bühne und da gab es prächtige Vorträge, die Mitwirkenden waren selbstredend alle Militärs. Lieutenant v. P. hatte einen schwungvollen Prolog „Zur Krönung des Gebäudes" gedichtet, unser Compagnie-Feldwebel Sch. dirigirte ein prächtig geschultes Füsilier-Quartett, Lieutenant v. D. spielte ein Geigenconcert, Vicefeldwebel B.,

Sänger von Beruf — wenn ich nicht irre, habe ich ihn im Jahre 1878 auf der Kölner Opernbühne als lyrischen Tenor wiedergesehen und gehört —, sang das Gounod'sche Frühlingslied wunderbar schön. Es war eine unvergeßliche Feier.

Der Abschied von Fontenailles-Glatigny wurde uns auf diese Weise recht schwer gemacht. Nachdem wir während des Commune-Aufstandes vorübergehend wieder näher an Paris herangezogen gewesen, — Combs-la-Ville hieß das reizende, an der Strecke Paris-Fontainebleau gelegene Städtchen, wo wir das traurige Bild der Commune-Brände dicht vor Augen hatten, im Uebrigen fröhliche Tage in einer herrlichen Villa verlebten — wurde unsere Division der zur Beitreibung der Kriegskosten unter dem Befehl des Generals von Manteuffel gebildeten Occupationsarmee zugetheilt, und wir bezogen Anfang Juni die bis dahin vom Gardecorps innegehabten Stellungen vor der Nordfront von Paris. In Écouen, einem schöngelegenen ansehnlichen Städtchen, hatte ich das Glück, bei einem liebenswürdigen alten Herrn, früheren französischen Cavallerie-Offi-

cier, Quartier zu finden. Ich war als Fourier-Officier auf der Mairie in Unterhandlungen mit dem Herrn „Adjoint“ begriffen, als ein untersetzter, würdig aussehender Herr, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch, erschien, um sich „Einen auszusuchen“. Ich offerirte ihm meinen Compagniechef, den er dankend annahm. Wir waren bald in eifrigem Gespräch, und es dauerte nicht lange, da behauptete der Herr capitaine, er habe viel Platz im Hause und ich müsse auch mit ihm gehen. Und so geschah es. Ich wurde der Frau des Hauses feierlich vorgestellt und bald war ein sehr freundschaftlicher Verkehr im Gange. Mein Compagniechef wurde nach wenigen Tagen von einem in Frankreich naturalisirten deutschen Maler ins Quartier genommen und ich erhielt nun das beste Logirzimmer des Hauses. Mein freundlicher Wirth — er hatte dreißig Dienstjahre hinter sich und nannte sich mit Stolz einen parvenu — hatte, wie er mir erzählte, während der Belagerung Officiere des Gardecorps im Quartier gehabt, sogar mit ihnen gemeinschaftliche Küche geführt, und so kannte er die Prussiens schon einigermaßen. Wir ver-

kehrten als gute Kameraden miteinander, er rauchte gern eine von unseren deutschen Cigarren, ließ es sich aber nicht nehmen, zuweilen im Café ein „verre de Riquiqui“ — so nannte er den Absynth — zu poniren. Die Mittagsmahlzeit wurde in einem kleinen Hotel eingenommen; Abends saßen wir unter der großen Linde am Kirchplatze und tranken Bier beim Marketender, die übrige Zeit war ich, wenn kein Dienst war, meist zu Hause. Das Wohnhaus lag in einer stillen Straße an einem schönen großen Garten, unter dessen schattigen Bäumen wir manchen lieben Nachmittag verplaudert haben. Die französische Sprache war mir durch die Uebung so geläufig geworden, daß die Leute oft wohl kaum die Empfindung hatten, einen Ausländer bei sich zu haben. Inzwischen wurde ich zum Transporte von entlassenen alten Reserven nach Deutschland abcommandirt, erhielt noch einen vierzehntägigen Urlaub in die Heimath, hatte hier die Freude, einen Tags zuvor aus Amerika zurückgekehrten Bruder nach langen Jahren wiederzusehen und kehrte nach einer fast vierwöchigen Abwesenheit in mein altes Quartier zurück.

Es war gegen Mitternacht, als ich anklopfte, mein alter Freund erschien am Fenster, in weißem Nachtgewande, die unvermeidliche weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe, ein Licht in der Hand. „Qui est là?“ — „Votre lieutenant“. Er öffnet die Thür und — in den Armen liegen sich Beide. Für eine Incognitofahrt nach Paris, die aber leider nicht zu Stande kam, hatte ich mir von Urlaub einen Civilanzug mitgebracht und saß nun eines Nachmittags als „Bourgeois" mit Capitäns im Garten bei eau de Vichy mit rothem Wein; herein tritt mit zorngeröthetem Antlitz eine ältere Frau, sieht sich erst scheu um und, da sie keine Prussiens erblickt, legt sie los. Ein poulet hatte ihr der Soldat nehmen wollen, aber sie hatte ihm den Standpunkt klar gemacht; sicher nicht schlecht, denn was sie an Schimpfwörtern leistete, war sehr anerkennenswerth. Ich hatte gleich zu Anfang meinen Hausgenossen einen Wink zukommen lassen, den sie beide verstanden, und nun holte auch ich meinen ansehnlichen Vorrath an Kraftwörtern — so ungewöhnliche Sachen lernt man ja am leichtesten — hervor; was sie da von sacrés Prus-

siens, canailles ꝛc. ꝛc. zu hören bekam, war Balsam für ihr gequältes Herz, und als ich ihr schließlich vom „Sieg einer gerechten Sache“ sprach und ihr dringend empfahl, doch ja „dem Herrn General die Sache persönlich vorzutragen“, zog sie beruhigt von dannen. Die Geschichte wurde natürlich gleich herumerzählt und hat uns noch oft ergötzt.

Es ist mir und vielen Anderen angenehm aufgefallen, daß gerade hier in der nächsten Umgebung von Paris die Bevölkerung eine so vornehm reservirte und doch freundliche Haltung den deutschen Truppen gegenüber gezeigt hat; zwischen einigen meiner Kameraden und ihren Quartiergebern hatte sich während des mehrmonatlichen Aufenthaltes ein sehr angenehmer, geselliger Verkehr herausgebildet. Das schöne alte Schloß in Écouen war für gewöhnlich unzugänglich — es gehört dem Orden der Ehrenlegion und beherbergte damals eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen —, eines Tages aber war militärisches Concert im Schloßgarten angekündigt, die Einwohner wurden durch ihre Einquartierung benachrichtigt, und so erschien denn

eine ganze Reihe von officiellen und nichtofficiellen Persönlichkeiten, theilweise mit Damen, und lauschte den Klängen unserer Regimentscapelle.

Der Dienst in Écouen war nicht sehr anstrengend: kleine Uebungsmärsche, Compagnie-Exercieren, Appells und Instructionsstunden. Letztere wurden bei gutem Wetter regelmäßig im Freien abgehalten. Anstatt die Leute über den „Geist der Kriegsartikel" oder ein ähnliches beliebtes Thema zu verhören — es ist immer ein großer Fehler, den Soldaten zu langweilen —, brachte ich unter grünen Bäumen Reminiscenzen aus der Gymnasialzeit — Geschichtliches, Naturwissenschaftliches, wie es gerade kam — auf's Tapet und fand aufmerksame, dankbare Zuhörer und Schüler.

Zum Spazierengehen, vulgo Bummeln, blieb reichlich Zeit, welche gründlich ausgenutzt wurde. Eine wundersame Neigung hatte mich schon in den Marschquartieren angetrieben, die Kirchhöfe aufzusuchen und die Grabinschriften zu lesen. In Écouen machte ich bei dieser Beschäftigung eine schreckliche Entdeckung: einen vor dem Feinde gefallenen Oberjäger hatte man zweimal begraben.

An zwei weit auseinanderliegenden Stellen des Kirchhofes fand ich zwei Holzkreuze mit ganz gleichlautenden Inschriften; Vor- und Zuname, Alter, Compagnie, Alles stimmte auf's Genaueste. Wie der Aermste dazu gekommen ist — ich habe das Räthsel nicht lösen können; hoffentlich ist er auch zweimal ins Himmelreich eingegangen.

Der Spätsommer wurde fleißig benutzt, um die Herrlichkeiten der nördlichen Umgebung von Paris, u. a. auch den reizenden Badeort Enghien und das noch von preußischen Truppen besetzte St. Denis mit der berühmten Kathedrale und ihren Königsgräbern, zu besuchen. Mit der pünktlichen Zahlung der französischen Milliarden nahte auch die schöne Zeit in Écouen ihrem Ende; es war ein herzlicher, aber recht wehmüthiger Abschied. Eine Entschädigung für den Kaffee wurde von Capitäns mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen; daß dafür die Stiftung an Louise, „la petite Bonne“ — der Capitän nannte die Kleine, welche wie die Tochter des Hauses gehalten wurde, ein fröhliches blühendes Kind, immer „Madame Jean“, mit Anspielung auf zarte Beziehungen zu Johann,

dem Burschen eines Gardeofficiers von der früheren Besatzung — um so reichlicher ausfiel, ist selbstverständlich. „Je les mettrai dans ma poche“, damit ließ sie die blanken Stücke verschwinden, lachte mich fröhlich an, um dann plötzlich in Schluchzen auszubrechen. Auch auf dem Sammelplatze war manches Soldatenauge feucht von der Wehmuth des Abschieds.

Auf dem Rückmarsch hatten wir längeren Aufenthalt in Chaumont, Departement Haute Marne; die Mannschaften wohnten meist in Kasernen, die Officiere in Cafés und Hotels, eine besonders eingerichtete Garnisonverwaltung sorgte für die Bedürfnisse der Truppen, so daß wir hier mit der Bevölkerung wenig in Berührung kamen. In Nancy und Lunéville hatten wir kurzen Aufenthalt und dann ging es fröhlich wieder ins deutsche Land hinein, die Grenze hatten wir ja jetzt, Gott sei Dank, etwas näher. Von Oberschäffolsheim, unserem letzten Kriegsquartier, rückten wir nach dem nun endlich wieder deutsch gewordenen Straßburg, von wo aus wir nach einem langen ermüdenden Eisenbahnmarsche beim Morgengrauen

in unserer neuen schlesischen Garnison anlangten. Der Empfang von Seiten der Behörden und der Bevölkerung war überaus herzlich, und der rührende Abschied von den alten Reservemännern bildete auch für den Berufssoldaten den denkbar ergreifendsten Abschluß dieser großen Zeit.

Schlußwort

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt! Sind die Kriegsmärsche eines Volkes in Waffen auch keine Spaziergänge, etwa in der Art, wie sich die Franzosen ihre promenade à Berlin gedacht hatten, so wirken sie doch außerordentlich anregend und belehrend, sie bieten reiche Gelegenheit, Naturschönheiten und vor Allem das Meisterstück der Schöpfung, den homo sapiens, zu studiren, in rascher Aufeinanderfolge die verschiedensten Stammes-Eigenthümlichkeiten, Sitten und Charaktere kennen zu lernen und zu vergleichen. Gerade in Frankreich war das recht lohnend, und ich möchte die Zusammenstellung meiner Erinnerungen nicht beschließen, ohne der wohlthuenden Eindrücke zu gedenken, die ich dort von „Land und Leuten" empfangen habe.

In den Marsch- und Cantonnements-Quartieren war es vorwiegend der kleine Bürger und der Bauer, mit dem wir in Berührung kamen. Die Leute sind mir durchweg als fleißige, sparsame Menschen von großer Gutherzigkeit und gewinnender Liebenswürdigkeit erschienen, und es war in den meisten Fällen nicht schwierig, mit ihnen ein gutes Einvernehmen herzustellen, das bei längerem Aufenthalt vielfach sogar ein recht herzliches wurde. In unserem alten Quartier Isle-les-Villenoy, welches wir auf dem Rückmarsche wieder berührten, zeigte wenigstens der überaus herzliche Empfang durch die Einwohner, daß wir noch in bestem Andenken standen; eine bei meinem damaligen Quartiergeber in Arbeit stehende alte Belgierin, die ich auf der Dorfstraße sofort wiedererkannte und mit kräftigem Händedruck begrüßte, wäre mir vor Freude beinahe um den Hals gefallen. Die Verpflegung wurde auch auf dem Marsche in der Regel durch Proviantkolonnen bewirkt, was aber in den Quartieren an Wein, Branntwein, Obst und sonstigen Erfrischungen vorhanden war, wurde meist willig und unaufgefordert den Soldaten geboten; in besseren

Quartieren war es meist Cognac oder „Kirschwasser (sprich: Kirschwassère) de la forêt noire“, welches als Stärkungsschluck gespendet wurde. Daß derartige Freundlichkeiten nicht aus Furcht erwiesen wurden, war leicht zu erkennen, denn die Einwohner gewannen sehr bald die Ueberzeugung, daß sie gegen jede Ausschreitung Einzelner den Schutz der militärischen Disciplin nicht vergeblich anrufen würden. Die Zusammensetzung einer Kriegscompagnie aus Mannschaften von so großer Verschiedenheit des Alters, der militärischen Schulung, des Bildungsgrades und des Temperamentes ist eben eine sehr glückliche und bietet die beste Gewähr für Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Mannszucht einer Feldarmee. Daß der Officier oder Soldat, während seine durchweichten Uniformstücke am Herdfeuer trockneten, in Kleidern seines Quartiergebers einherging, konnte man oft genug beobachten; die ungeheueren Holzpantoffeln, ohne welche der französische Bauer nicht wohl denkbar ist, durften natürlich auch nicht fehlen. Das meist ganz ausgezeichnete Familien-Himmelbett fiel selbstredend in der Regel der Einquartierung anheim; das Be-

steigen einer solchen ungewöhnlich hohen Lagerstätte will aber erst gelernt sein. Ich vermuthe, daß die Eigenthümer sich eines Stuhles bedienen, der Soldat hatte nicht umsonst am „Sprungkasten" voltigiren gelernt, er mußte sich mittels der Vorübung zur „Kehre" oder zum „Barrieresprung" seine Nachtruhe verdienen. In besonderen Fällen, wo Rücksicht geboten schien, wurde das Bett selbstredend der Familie belassen, ebenso wenn es etwa gar zu wenig einladend war; man behalf sich dann gern mit Stroh, welches, wenn reichlich vorhanden und quer geschichtet, eine ausgezeichnete Lagerstätte abgiebt. Entschuldigte man sich, daß man „derangirte", so erhielt man in der Regel zur Antwort: „Ah, monsieur, c'est la guerre" oder: „À la guerre comme à la guerre". Hatte der Quartiergeber für die Verpflegung des Officiers irgend welchen Aufwand gemacht, so wurde ihm regelmäßig eine Geldentschädigung offerirt und in den meisten Fällen angenommen; auf die Frage, was man schuldig sei, hieß es gewöhnlich: „Donnez ce que vous voudrez", sehr oft wurde man ersucht, nur der „bonne"

ein Trinkgeld zu geben, in anderen Fällen wurde die Annahme einer Entschädigung rundweg abgelehnt. Daß diese Fälle zu den Ausnahmen gehörten — grundsätzlich ist der Soldat in Feindesland und auf dem Kriegsfuße mit Verpflegung einquartirt —, entspricht dem stark ausgeprägten französischen Erwerbssinn,*) es war aber auch ganz in der Ordnung, da die Feldzulagen die Bestimmung haben, verbraucht zu werden, und zwar nicht allein zur Verbesserung der gewöhnlichen Verpflegung, sondern auch zu einer angemessenen Repräsentation in Feindesland; das oft gehörte Urtheil: „les officiers allemands

*) Auf dem Vormarsche, in größeren Städten, ist es wohl vorgekommen, daß einzelne Geschäftsleute sich weigerten, den Soldaten etwas zu verkaufen. Während des Waffenstillstandes entwickelte sich dagegen in der Umgebung von Paris eine auf den Verkauf an die deutschen Eindringlinge berechnete besondere Industrie. Photographieen der deutschen Stellungen waren als Andenken sehr willkommen und wurden hoch bezahlt; noch höher aber die Unmasse von werthlosen messingenen Schmuckgegenständen, welche der Verkäufer dem Fabrikanten nach dem Pfund bezahlte und in elegante Cartons verpackt leicht an den Mann brachte. Eine kleine, schlecht geprägte Medaille mit dem Bildniß des ersten deutschen Kaisers trug die ergötzliche Umschrift: „Wilhem I. kaiser deutch“.

sont très généreux“ war daher keine Schmeichelei, sondern entsprach in den allermeisten Fällen nur den thatsächlichen Verhältnissen. Daß ein Officier ohne Noth Ersparnisse von den Feldzulagen nach Hause schickte, ist nur selten vorgekommen.

Die vielgepriesene Höflichkeit der Franzosen habe ich auch bei einfachen Bauersleuten äußerst selten vermißt und sie erleichterte den Verkehr ungemein; auch die französischen Gendarmen, eine sehr schöne und gut gekleidete Truppe, grüßten mit viel Anstand und Würde. Bei dem deutschen Soldaten war jede freundliche Art gut angebracht. An der Vertilgung der meist sehr reichlichen Portionen von frischem Fleisch oder Conserven hat sich nicht selten der „Pisang“ — so nannte der Soldat den paysan — betheiligt, auch Kaffee, den wir ebenfalls geliefert bekamen, wurde gern acceptirt. Daß ein Soldat ein Kind auf dem Schooße hatte oder so ein kleines Französchen an der Hand spaziren führte, konnte man alle Tage sehen, und gerne wurde auch zuweilen bei den Feld- und Gartenarbeiten geholfen. Auch unser Kapellmeister hatte

ein besonders wirksames Mittel, die Bauern zu erfreuen: die Marseillaise; wenn sie beim Marsche durch ein Dorf gespielt wurde, dann habe ich es erlebt, daß Alt und Jung mit einstimmte und im Schritt und Tritt den Prussiens eine Strecke das Geleite gab. Es war ein Hauptspaß.

Bei der Zusammensetzung einer Kriegscompagnie ist es selbstverständlich, daß ein großer Theil der Officiere und Soldaten mit der französischen Sprache vollständig vertraut oder doch im Stande war, sich verständlich und Anderen den Dolmetscher zu machen. Liebenswürdig und fein war die Art, wie die Franzosen ein mangelhaftes Französisch anhörten und diskret verbesserten. „Tous les officiers prussiens parlent français“ hörte man recht oft, es kam wohl daher, daß die schwächeren Sprachkünstler zurückhaltend waren. Zuweilen kamen allerdings große Kühnheiten zu Tage; so wollte einer meiner Kameraden einen Brief schreiben und erbat sich — „de la tinte“; auch die vielfach ohne Kritik beliebte Anwendung lateinischer Wörter in französischer Aussprache fand nicht immer das gewünschte Verständniß. Sehr ergötzlich war es,

wenn Füsilier und „Pisang" stundenlang auf einander losredeten, Jeder in seiner Muttersprache und dem Anderen höchstens durch das mitwirkende Mienen- und Gebärdenspiel einigermaßen verständlich; zuweilen warf der Füsilier ein verständnißvolles „oui, oui" oder „certainement" dazwischen, und beide Theile waren von der Unterhaltung befriedigt. Deutschredende Elsässer und Lothringer traf man sehr häufig, auch die Juden sprachen meistens deutsch. Einen komischen Eindruck machte es, als in Écouen ein zu Besuch eingetroffener Neffe meines Quartiergebers mich im reinsten „Meenzer" Dialekt anredete; ich erfuhr dann von ihm, daß er in Mainz ein Jahr lang deutsche Sprachstudien getrieben hatte. Einzelne deutsche Ausdrücke hatten auch die Franzosen bald weg, aber auch wunderbare Wortbildungen gab es; so rief man uns häufig beim Abmarsch unter Winken und Lachen zu: „fourte-chemine", offenbar eine Zusammensetzung aus „fort" und „chemin".

Ein wichtiges Kapitel ist in Deutschland oft und eingehend besprochen worden: das französische Familienleben. Auch hier kann Schreiber dieses

nur von Eindrücken reden, aber sie waren durchweg nicht ungünstig, wenigstens in den Häusern des kleinen Bürgers und Landmannes. Schon die achtungsvolle äußere Form, in der auch in diesen Bevölkerungsschichten die Gatten wenigstens in Gegenwart von Fremden zu verkehren pflegen, macht einen sehr wohlthuenden Eindruck. Unzweifelhaft ist, daß man in Frankreich über manche Dinge, besonders über die eheliche Treue, grundsätzlich lockerer und bequemer denkt und spricht, als bei uns; ich möchte wenigstens die einem meiner älteren Kameraden seitens eines verheiratheten Quartiergebers ausgesprochene, äußerst liberale Anschauungsweise, die sich an dieser Stelle nicht wiedergeben läßt, nicht gerade als ganz vereinzelte Ausnahme betrachten. Ebenso unzweifelhaft ist aber auch, daß das Gerede von den „leichtfertigen Französinnen" der Wahrheit im Ganzen nicht entsprach. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel, und die „Damen", mit denen der Eine oder Andere wohl gesehen wurde, waren gewöhnlich wenig ansprechend. Daß vereinzelt wirklich „zarte Bande" geknüpft worden, läßt sich leicht denken, und viel=

leicht wäre manches liebe Mädchen gern mit einem Prussien nach Deutschland gegangen, wenn man dies aus verschiedenen, noch auf dem Rückmarsche in die Heimath eingetroffenen zarten Briefchen schließen darf. Aber die große Zurückhaltung welche die französischen Frauen und Mädchen im Ganzen den deutschen Soldaten gegenüber gezeigt haben, wurde auch von diesen offen anerkannt. Erzählungen von „Eroberungen" waren jedenfalls mit Vorsicht anzuhören, gewöhnlich waren die Betheiligten immer dieselben unwiderstehlichen und unverbesserlichen „liebenswürdigen Schwerenöther". Der Wahrheit die Ehre! —

Hiermit schließe ich die Wiedergabe meiner Erinnerungen. Daß sie überwiegend freundliche Erlebnisse und Eindrücke brachten, wird wohl nicht Wunder nehmen. Es ist ja eine der glücklichsten Eigenschaften der menschlichen Natur, daß sie das Schöne und Gute leichter und lieber im Gedächtniß bewahrt, als das Häßliche und Grausige,

und so steigt auch über dem bunten Wechsel der Zeiten die Erinnerung an jene großen, glücklichen Tage herauf und wirft aus lichter Höhe ihre hellen, freundlichen Strahlen über die Sorgen und Mühen des Lebens.

Keysser, Adolf,

Frieden im Kriege

Köln 1893